
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 27. 1890.

Die Augen Wischnu's.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ducord hatte lächelnd der Erzählung seiner Tochter zugehört, sein erster Aerger über die hochmüthige Kindergesellschaft war längst verraucht. „Du bist eine kleine Närrin, Madeleine," sagte er jetzt kühl. „Wie kannst Du einer Laune des Grafen solches Gewicht beilegen — und was war es denn weiter, als eine momentane Laune, die kleine Ausgestoßene zu bevorzugen!"

„Eine Laune? — Und wenn es eine Laune war, Du weißt nicht, wie unendlich wohl sie damals meinem Herzen that."

„Das mag sein. Mit meinen Geschäften hat das aber nichts zu thun, mein Liebling, solche sentimentalen Anwandlungen passen herzlich schlecht zu Geldangelegenheiten. Zudem," fügte er mit überlegenem Lächeln hinzu, „hast Du ja selbst gehört, daß ich nur der Geschobene bin. Es ist wirklich nur zum kleineren Theil mein eigenes Geld, das ich dem verstorbenen Grafen geliehen habe. Und endlich, Madeleine" — er lachte leise — „denke auch ein wenig an das Schloß, an den Park und an den Marstall, den ich Dir versprach. Das Alles hängt einzig und allein von meinem Vorgehen gegen den Grafen ab. Ich meine, Schloß Chadreux wird Dir sehr gefallen, mein kleines Schloßfräulein."

„Aber ich — ich will weder das Schloß, noch den Park, noch den Marstall!" rief das junge Mädchen und stampfte zornig mit dem kleinen Füßchen auf. All' ihre Sanftmuth schien entschwunden. „Ich würde mich schämen, dort zu wohnen, da ich jetzt weiß, wen wir vertrieben haben!"

Der alte Herr setzte die Brille, die er erst vor wenigen Minuten neben sich auf die Platte des Schreibsekretärs gelegt hatte, mit einer kurzen, energischen Bewegung auf und schob gleichzeitig den Arm seiner Tochter, der bisher immer noch auf der Rücklehne des Lehnstuhls geruht hatte, fast heftig zurück. „Ich wiederhole Dir, Kind, solche sentimentalen Anwandlungen passen nicht zu Geldgeschäften. Es thut mir leid, aber ich bleibe dabei: Deinem hochgeborenen Herrn Grafen, der im Uebrigen gewiß seines edlen Vaters edler Sohn ist, kann ich nicht helfen. Ich müßte ein Thor sein — Jeder ist sich selbst der Nächste."

„Papa —"

„Geh' auf Dein Zimmer, und überlaß mir meine Angelegenheiten," sagte der Bankier streng und kurz. Als er aber sah, wie sich die dunklen Augen seines Töchterchens mit Thränen füllten, küßte er Madeleine auf die Stirn. „Du kleine Närrin, es ist ja doch Alles nur für Dich!" setzte er dann hinzu und schritt schnell in's Nebenzimmer.

„Für mich!" wiederholte Madeleine. „Für mich? Das Schloß, der Park, der Marstall — Alles, Alles für mich! Wahrhaftig, Papa, Du hast eine eigene Art, Deine Tochter glücklich zu machen!" Dann sann sie einige Augenblicke nach — die träumerischen Augen nahmen vorübergehend einen fast starren Ausdruck an, aber gleich darauf leuchteten sie wieder froh, fast übermüthig auf. „Bei allen Heiligen, ich müßte ja nicht werth sein, daß die Sonne mich bescheint, wenn ich so schnell die Hoffnung aufgeben wollte. Der Graf und Louison sollen erfahren, daß Madeleine Ducord keine Undankbare ist. Und wenn Papa nicht will: ich, ich ganz allein werde ihnen Schloß und Gut erhalten helfen."



Karl Becker. (S. 211)

10.

„Zum rothen Kaninchen."

„Was paßt, das muß sich ründen,
Was sich versteht, sich finden."
Novalis.

Draußen, weit draußen in einer der Vorstädte und einem der übelberüchtigtsten Viertel von Paris lag das Gasthaus „Zum rothen Kaninchen". Die Rue Vervelle, eine schmale Nebenstraße der Rue de St. Denis, zu deren baufälligsten Baracken das Haus zählte, war seit Jahren der Polizei ein Dorn im Auge — es war eine jener

Gassen, die ein anständiger Mensch nur höchst ungern betrat, ja, die er nach dem Hereinbrechen der Dämmerung selbst auf die Gefahr eines großen Umweges hin vermied. Vor einigen Monaten erst war ein Bürger, von dem sich nachweisen ließ, daß er sich an der Ecke der Rue Vervelle von seinen Freunden getrennt hatte, dort spurlos verschwunden, vor wenigen Wochen erst hatte man in einem der alten, winkeligen Häuser ein ungeheures Lager gestohlener Gegenstände entdeckt. Die ganze Straße glich einem großen Kaninchenbau. Von Pflasterung keine Spur, die Häuser bald vor-, bald zurücktretend, hier eine Baustelle, dort ein riesiger Holzhof, überall geheime Querverbindungen und Durchgänge nach den nächsten Straßenzügen. Die geschicktesten Polizeiagenten zuckten regelmäßig die Achseln, wenn die Rede auf die Rue Vervelle kam.

Das „rothe Kaninchen" hatte nun gar erst einen schlimmen Ruf. Es war ein Gasthaus untersten Ranges; die Sicherheitsbehörde wußte ganz genau, daß der biedere Wirth, Lapron mit Namen, ein weites Gewissen besaß und allen möglichen zweifelhaften Existenzen, wenn nicht direkt Verbrechern, mit Vorliebe Obdach gewährte, natürlich nur — wenn sie zahlungsfähig waren. Paris aber war zu jener Zeit voll von Abenteurern jeder Art. Wie die Motten um die leuchtende Kerze, so flatterten alle Hochstapler und Schwindler Europa's zu der Metropole Frankreichs hin, die in der That ein höchst ergiebiges Feld für sie war. Man hatte in Paris ein weites Herz, man übersah bereitwillig allerlei moralische Gebrechen, wenn sie sich nur unter einem feinen Anzuge versteckten, man spekulirte in allerhand zweifelhaften Werthen, und man jagte dem Vergnügen so eifrig nach, wie sonst nirgends in der Welt.

Die Polizei wußte wohl auch, weshalb sie das „Hotel" des Herrn Lapron duldete. Es war eine vortreffliche „Mausefalle", und solche nützlichen Institute haben die Polizeibehörden aller Zeiten und aller Länder geschont. Man ließ dem Wirth möglichst weiten Spielraum, weil man wußte, daß er, sobald es auf einen wirklich wichtigen Fang ankam, auch einmal mit den Agenten des Polizeiministers willig Hand in Hand ging.

Das „rothe Kaninchen" paßte äußerlich vortrefflich zu den übrigen Häusern der Straße. Seine Front war genau ebenso schmierig, wie die der Nachbarhäuser, die kleinen Fenster starrten vor Schmutz, und wer als Uneingeweihter in die im Erdgeschoß gelegene Schänkstube trat, wo Madame Lapron von ihrem Platz hinter dem kleinen Schänktisch aus mit Argusaugen den Flur beobachtete, meinte sicher, eine jener gewöhnlichen Herbergen vor sich zu haben, wie es deren in den Vorstädten zu Hunderten gab.

Aber das „rothe Kaninchen" hatte ein doppeltes Fell. Vorn heraus war es allerdings nur für die Masse der gewöhnlichen Gäste eingerichtet, auf welche Lapron selbst mit vornehmer Verachtung herabsah — so lange er nicht den einen oder den anderen der zu jedem „Geschäft" bereiten Burschen brauchte. Dieser vordere Theil war jedoch streng von dem Hinterflügel geschieden, und die ganze Autorität von Madame wachte darüber, daß von den vorn verkehrenden Gästen Niemand einen Einblick in die Hinterseite des Etablissements gewann. Man mußte sehr gut empfohlen sein, um hier Einlaß zu erhalten, und man mußte außerordentlich zahlen, wenn man zu der Ehre gelangen wollte, im hinteren Flügel des „rothen Kaninchens" zu logiren. Die Zimmermiethe war vielleicht ebenso hoch, wie im „Stern von Orleans" oder einem der anderen Hotels ersten Ranges, und sie stand jedenfalls ganz außer Verhältniß mit dem Komfort, welcher in den übrigens nicht zahlreichen Gemächern herrschte. Dafür belästigte im „rothen Kaninchen" aber auch Niemand die sehr geehrten Gäste mit fatalen Formalitäten, und der Wirth hatte außerdem eine ganz eigene Art, die Bewohner des Hinterflügels stets rechtzeitig von dem etwaigen Anmarsch der Mannschaften des gestrengen Herrn d'Argenson, des Polizeiministers, zu benachrichtigen.

Es war acht Uhr Abends, Madame Lapron hatte soeben die fettigen Oellampen auf dem Korridor, sowie die Talgkerzen auf dem Schänktisch angezündet und ihren Strickstrumpf vom Buffet herabgelangt, als draußen die Hausthüre ging und dieses Geräusch sie aufschauen ließ. Ein eigenartig geschnittenes, wettergebräuntes Gesicht steckte sich zur halbgeöffneten Thürspalte hinein, eine echte Landsknechtsphysiognomie mit riesiger Habichtsnase, einem langen grauen Schnurr- und starkem Kinnbarte.

„Guten Abend, Madame!"

Der Bärtige mußte wohl im Hause Lapron gut angeschrieben sein, denn die Frau Wirthin erhob sich nicht nur sogleich, sondern sie legte auch ihr feistes, rothes Gesicht in die denkbar freundlichsten Falten und knixte tief: „Guten Abend, Herr v. Beauviller. Sie werden bereits erwartet —"

„Zum Henker, so nennen Sie doch keinen Namen!" brummte jener und verschwand; man hörte einige feste Tritte auf dem Korridor, aber gleich darauf kam der Fremde wieder zurück und präsentirte sich in seiner ganzen Größe.

Es war niemand Anderes, als Lieutenant Beauviller, ehemals Offizier der ostindischen Compagnie, nur trug er nicht mehr die Uniform, sondern ein graues Wamms, das etwas schlotterig um seine knochigen Glieder hing. Den eckigen Kopf bedeckte ein mächtiger Filzhut mit einer kecken Hahnenfeder darauf; der Rand des Hutes, den er jetzt nochmals flüchtig grüßend berührte, war so breit, daß er das halbe Gesicht beschattete.

Beauviller und die Wirthin standen, wie gesagt, offenbar auf gutem Fuß miteinander. Er trat bis dicht an das Buffet und klopfte ihr vertraulich und herablassend zugleich auf die Schulter. „Ja, meine beste Madame, fast hätte ich vergessen, Ihnen das Wichtigste mitzutheilen; in einer halben Stunde etwa wird ein älterer, starker Herr mit einer großen Brille kommen und nach einem Herrn Morson fragen. Bitte, führen Sie ihn sogleich zu uns und schicken Sie uns einige Flaschen Macon durch den Schlingel, den Jean. Aber nicht von dem Gift, das Sie hier selbst im Hause fabriziren, sondern trinkbaren Bordeaux bitte ich mir aus."

Die Wirthin knixte auf's Neue. „Es wird Alles auf's Beste besorgt worden," betheuerte sie. „Sie sollen ein Weinchen haben, ein Weinchen, wie es kein Prinz besser trinkt."

„Na, na," lachte Beauviller. „Ich bin schon zufrieden, wenn ein Kellermeister damit zufrieden sein würde," fügte er im Herausgehen hinzu. Er mußte im Hause vortrefflich Bescheid wissen, denn er schritt, ohne anzustoßen, durch den engen dunklen Flur und den mit allerlei Gerümpel wie absichtlich verbarrikadirten Hof, auch fand er sogleich die Treppe im Nebenflügel. „Eine wahre Hühnersteige!" wie er fluchend brummte. Dann aber rief er halblaut: „He, Louis, so mach' doch die Thür zu Deiner Spelunke auf. Soll ich mir etwa den Hals brechen, man sieht ja nicht die Hand vor den Augen."

Eine Thür öffnete sich, ein heller Lichtschein strömte heraus. Es war ein ganz leidlich eingerichtetes Zimmer, in das man jetzt hineinsah. Im Kamin brannte, trotzdem es Sommer war, ein lebhaftes Feuer und warf seine Strahlen über den teppichbelegten Fußboden.

In dem Thürrahmen stand, auf eine Krücke gelehnt, der Marquis Robilant.

Er hatte sich furchtbar verändert in den wenigen Monaten seit dem Tempelraube von Seringham. Die elegante, zwar schlanke, aber doch kräftige Gestalt von ehedem war zusammengekrümmt, das Gesicht erschien wie aus gelbem Wachs geformt, die Backenknochen traten eckig und spitz hervor, tiefe, dunkle Ränder lagen um die Augen, die in fieberigem Glanze strahlten. Der Marquis trug sich noch als Kavalier, er hatte augenscheinlich sogar auf seinen Anzug jene besondere Sorgfalt verwendet, die er stets geliebt, aber die Kleider hingen an ihm, wie an einem Knochengestell. Als er langsam und mühselig, das rechte Bein vorsichtig nachziehend, jetzt wieder seinem Lehnstuhl zuhinkte, der dicht an das Kaminfeuer gerückt war, stöhnte er tief und schmerzlich auf.

„Nun, wie geht es heute, Louis?" fragte Beauviller, indem er die Thür rasch hinter sich schloß. „Immer noch keine Besserung?"

„Zum Henker, woher sollte die Besserung wohl kommen? Die Wunde scheint sich ja zu verkleinern, aber das Fieber rast mir durch alle Glieder. Und dann wieder die entsetzliche Kälte — ich könnte in das Feuer da hineinkriechen, so friert mich. In der Hölle, glaub' ich, wäre mir am wohlsten."

Beauviller zog sich einen Stuhl heran und nestelte seinen Rock auf. „Und dabei ist hier eine Temperatur, gegen die es in der indischen Sonne kühl war. Du siehst wirklich jammervoll aus; wir werden uns doch nach irgend einem verschwiegenen Medikus umsehen müssen. Ich kenne noch von ehedem hier einen solchen würdigen Meister, der um einige Goldstücke im Nothfall darauf schwört, Du seiest im Duell und zwar in seiner Gegenwart verwundet worden."

„Das fehlte noch, sich irgend einem schwatzhaften, unwissenden Pflasterkasten anzuvertrauen. Nein, es heißt abwarten und Geduld haben; ist unser Geschäft abgewickelt, mag mich in England irgend ein tüchtiger Chirurg wieder zusammenflicken, vorläufig kann davon keine Rede sein." — Der Marquis warf eine Handvoll Späne in das Feuer. — „Aber nun zur Hauptsache. Wird er kommen?"

„Ich hoffe!" entgegnete der Landsknecht, mit einem halbunterdrückten Fluch die Enden seines Knebelbarts zusammendrehend. „Ich hoffe, Louis — aber das ist auch Alles, was ich sagen kann. Der alte Halunke ist gerieben, und wüßte ich irgend einen anderen Compagnon für unser Geschäft, einen Mann natürlich, der das nöthige Kleingeld hat, Jeder wäre mir tausendmal lieber, als dieser abgefeimte, mit allen Hunden gehetzte Wucherer."

„Du weißt am besten, daß wir lange genug, zu lange schon gezögert haben, ehe wir uns an ihn wandten. Mein Geld ist zur Neige, ich vermuthe, Deine Börse wird auch bedenklich an Rundung verloren haben, und dabei werden wir hier geschröpft, als ob dies schöne Haus nicht ‚zum rothen Kaninchen', sondern ‚zum hungerigen Schakal' hieße. Aber sage, wie hast Du operirt? Hast Du ihn selbst gesprochen?"

„Das habe ich!" bestätigte Beauviller. „Ich war heute Nachmittag in seinem Comptoir."

Der Marquis lachte auf.

„Immer noch das alte Stübchen in der Rue Lachapelle, in dem mich einst Vater Ducord zuerst die Kunst, Wechsel zu schreiben, lehrte? Was? O, ich kenne es nur zu genau: in dem Sekretär rechts am Fenster liegt mein schönes Vermögen und außerdem noch an die hunderttausend Livres Papierchen, die ich so vorsichtig war, nicht zu bezahlen."

„Das ist der klügste Streich Deines Lebens gewesen, denn diese ehrsamen Dokumente einer schönen Jugendzeit kommen uns jetzt vortrefflich zu statten. Ich habe sie natürlich als Köder benutzt, den Alten hierher zu locken. Es war schwer genug."

„Du hast ihm doch noch nichts über den eigentlichen Sachverhalt gesagt?"

Beauviller lächelte überlegen. „Daß ich ein Narr gewesen wäre! Nur neugierig habe ich ihn gemacht. Ich sagte ihm, daß Marquis Robilant, soeben aus Indien zurückgekehrt, mich zu ihm sende, daß leider mißliche Verhältnisse Dich, mein theurer Louis, veranlaßten, vorläufig im Verborgenen zu leben, daß Du schwer verwundet seiest und daher nicht selbst zu ihm kommen könntest, und endlich, daß Du ihm nicht nur die Bezahlung aller alten Schulden nebst den aufgelaufenen Zinsen, sondern obendrein noch ein glänzendes Geschäft in sichere Aussicht stellen könntest — wenn er sich nämlich gefügig zeige. Er wollte natürlich Näheres wissen —"

Ein Klopfen unterbrach Beauviller. „Sollte das schon Ducord sein?" fragte der Marquis leise.

Beauviller öffnete vorsichtig die Thür. „Es ist nur der wackere Jean mit dem Wein. So, mein Junge, gib den Korb herein. Das Andere besorgen wir selbst. Zum Serviren würde Dein Schafsgesicht doch 'nicht passen, also trolle Dich, Bursche!" Damit schloß er die Thür wieder, stellte den Korb auf den Tisch, entkorkte eine Flasche und kostete. „Alle Wetter, wirklich ein ganz trinkbarer Stoff, offenbar gepaschte Waare! — Ja also, was ich sagen wollte," fuhr er dann fort. „Der alte Wucherer wollte natürlich Näheres wissen, aber darauf ließ ich mich nicht ein. Nur, daß es sich um den Verkauf Dir ‚zugefallener', höchst werthvoller Schmucksachen handele, gab ich ihm zu verstehen, und es genügte auch in soweit, als er versprach, hierher zu kommen und selbst mit Dir zu unterhandeln."

„Gut, Charles, ich bin bisher mit Allem einverstanden. Wir müssen abwarten, ob er kommt."

Eine kleine Pause entstand, dann sagte Beauviller plötzlich: „Weißt Du, daß einer unserer wackersten Freunde aus Indien in Paris ist? Rathe einmal — aber nein, ich will Dich nicht auf die Folter spannen, Du würdest den Richtigen doch nicht treffen: Chadreux ist hier, ich sah ihn heute im Garten des Luxemburgpalais."

Der Marquis fuhr auf. „Chadreux!" stieß er heftig hervor. „Das hat zu Allem noch gefehlt. Hol' der Henker den sentimentalen Narren! Daß dieser Unglücksrabe uns damals dazwischen kommen und in der besten Arbeit stören mußte, war schon fatal genug, wenn er uns aber hier auch wieder in den Weg treten sollte, gehören ihm sechs Zoll kalt Eisen zwischen die Rippen. — Nun, das ist Deine Sache. Glaubst Du, daß er Dich erkannt hat?"

„Nein. Er schlich wie eine geknickte Lilie durch die Alleen. Wahrscheinlich hat er sich wieder irgend einer heiligen Unschuld angenommen und sich dabei die Finger verbrannt. Er hat wirklich Pech, der arme Chadreux."

Beide lachten laut auf. „Vorsichtig müssen wir aber doch sein," meinte dann Robilant. „Es ist unverantwortlich, daß Du Deinen Bart, an dem Du auf hundert Schritte zu erkennen bist, noch nicht abgeschnitten, oder wenigstens anders zugestutzt hast."

„Meinen Bart? Eher lasse ich mich in Stücke hacken. Ich wäre ja nur die Hälfte Mannes ohne diese höchste Zierde."

Sie lachten auf's Neue und überhörten dabei ganz, daß es wiederholt pochte. Endlich rief draußen die ungeduldige Stimme der Madame Lapron: „Aber so machen Sie doch auf, meine Herren! Hier ist Jemand, der Sie zu sprechen wünscht."

Nach einem schnellen Blick des Einverständnisses eilte Beauviller zu öffnen. Es war wirklich Herr Ducord, der, den breitkrämpigen Hut lüftend, nicht ohne sich scheu umzuschauen eintrat. Die Rechte hatte er tief in der Manteltasche verborgen.

Der Marquis bemerkte das Letztere sofort. „Guten Abend, Herr Ducord," rief er von seinem Platz am Kamine aus spöttisch herüber. „Nehmen Sie doch Ihre Hand von der Pistole, die Sie unter dem Mantel verborgen haben, unter so alten Freunden ist das doch wahrlich unnöthig. Ich freue mich unendlich, Sie wieder zu sehen."

Langsam und immer noch mißtrauisch trat der Bankier näher. „Wahrhaftig, mein Herr Marquis," sagte er endlich, dem Kranken die Hand entgegenstreckend. „Ich hätte Sie fast nicht wiedererkannt."

Robilant lächelte spöttisch. „Das glaube ich Ihnen ohne Schwur. Das niederträchtige Klima, ein indischer Dolch und manches Andere, an dem Sie, verehrter Freund, auch ein wenig Schuld haben, hat den eleganten Kavalier von vor einem Jahrzehnt etwas heruntergebracht. Es kann sich nicht Jeder so vortrefflich konserviren, wie Sie. Doch sprechen wir von etwas Anderem Ich danke Ihnen aufrichtig, daß Sie den Weg nach dieser Spelunke nicht gescheut haben, sondern wirklich gekommen sind."

„Die alte Anhänglichkeit, Herr Marquis. Sobald man mir mittheilte, daß Sie leidend seien —" sagte der Bankier salbungsvoll.

Die beiden Herren lachten wie aus einem Munde.

„Nichts für ungut, mein lieber Ducord," begann der Marquis endlich. „Verzeihen Sie uns unsere übel angebrachte Lustigkeit und nehmen Sie, ich bitte, hier neben mir Platz. Mein Freund und Waffengefährte Beauviller hat Sie im Allgemeinen schon unterrichtet."

„Herr de Beauviller hatte in der That die Güte, mir zu sagen, daß es in Ihrer Absicht liegt, sich wegen einiger alter, noch schwebender Schuldforderungen mit mir zu einigen."

Der Marquis legte die Spitzen seiner durchsichtigen Finger gegen einander und schien sich sehr eifrig mit dem Studium der wohlgepflegten Nägel zu beschäftigen. „Jawohl, ganz richtig," entgegnete er dann langsam und gedehnt. „Ich habe in der That diese gewiß löbliche Absicht. Ihre Ausführung wird indessen lediglich von dem Entgegenkommen abhängen, das Sie für uns beweisen. Gerade herausgesagt, es handelt sich um die Verwerthung einiger sehr werthvoller Edelsteine — sehr werthvoll, wie ich hinzusetzen muß. Der Verkauf dieser Steine läßt sich jedoch nicht auf gewöhnliche Weise bewirken, einmal, weil der Werth derselben wirklich ein ganz außerordentlicher ist, und dann auch, weil — aber das geht Sie eigentlich nichts an, mein Lieber."

Der Bankier war abwechselnd roth und blaß geworden. „Ich muß Ihnen bemerken, meine Herren," stieß er endlich hervor, „daß ich mich in keine Geschäfte einlasse, die das Licht des Tages irgendwie zu scheuen haben. Ich bin in Ehren grau geworden und habe keine Neigung, auf meine alten Tage noch die Bekanntschaft der Polizei zu machen."

„Glauben Sie vielleicht, ich verspürte Lust darnach?" gab der Marquis kalt zurück und warf Beauviller einen Blick zu, den dieser sofort auffing.

„Sie haben unseren Freund Robilant anscheinend gänzlich mißverstanden," warf er schnell ein. „Warum willst Du aber das Geheimniß auch vor Herrn Ducord verbergen — er muß klar sehen. Es handelt sich also um Juwelen, die aus Indien stammen, wie Ihrem geübten Auge schon ein einziger Blick auf ihre Gestalt und Fassung zeigen würde"

„Aus Indien?" wiederholte Ducord. Vor seinen geistigen Augen stiegen plötzlich berauschend die Wunder aus tausend und einer Nacht empor, er sah bereits, wie im Traume, glitzernde Steine und Perlenhalsbänder von unermeßlichem Werth. „Aus Indien?" murmelte er noch einmal und fügte dann schnell hinzu: „Also eine rechtmäßige Kriegsbeute?"

(Fortsetzung folgt.)

Karl Becker.

(Mit Porträt auf Seite 209.)

Der Präsident der königlichen Akademie der Künste in Berlin, Professor Karl Becker, einer der namhaftesten deutschen Maler der Gegenwart, dessen Porträt wir auf S. 209 bringen, ist am 18. Dezember 1820 in Berlin geboren. Nachdem er unter A. v. Klöber seine Studien gemacht, ging er 1843 nach München, bis ihm ein akademischer Preis, den er errungen hatte, eine Studienreise nach Paris und Italien ermöglichte. 1846 heimgekehrt, versuchte er sich zunächst auf dem Gebiete der antiken Mythologie und Geschichte, seine Begabung wurde aber erst durch eine 1853 unternommene Reise nach Venedig in die richtige Bahn gelenkt. Unter dem Einflusse der altvenetianischen Meister, insbesondere Veronese's, entwickelte sich sein Kolorit zu Kraft und blühender Schönheit, und nun schuf er fortan eine lange Reihe von Genrebildern aus dem venetianischen Leben, wobei er die Periode der Renaissance mit ihren farbenprächtigen Kostümen bevorzugte. Unter den Bildern dieser Art, die er von 1855 bis 1868 vollendete, sind die hervorragendsten: „Der Schmuckhändler bei einem venetianischen Senator", „Sitzung des geheimen Rathes", „Karneval von Venedig", „Gnadengesuch beim Dogen", „Karl V. bei Tizian", „Dürer bei Tizian" u. s. w. Von seinen Gemälden, welche andere Stoffe darstellen, seien hier noch erwähnt: „Karl's V. Besuch bei Fugger", „Viola und Olivia", „Figaro's Hochzeit", „Hutten's Dichterkrönung" und „Kaiser Maximilian in Verona".

Die Kämpfe der Hirsche in der Brunftzeit.

(Mit Bild auf Seite 212.)

Früh Morgens im September ertönt im einsamen Hochwalde der langgedehnte Schrei des brünftigen Edelhirsches, beantwortet von den neidischen Nebenbuhlern. Naht sich aber einer von ihnen dem bei den Hirschkühen stehenden Hirsche, um ihn zu verdrängen, so wirft sich ihm dieser, glühend vor Eifersucht, alsbald entgegen. Wüthend stürmen sie mit gesenkten Geweihen auf einander los, daß die Halde vom Zusammenschlagen der starken Waffen dröhnt, und mit bewunderungswürdiger Gewandtheit sucht jeder dem Gegner eine Wunde beizubringen, selbst aber dessen Stößen auszuweichen. Oft zieht sich nach langem Kampfe einer der Hirsche ermattet zurück; mitunter aber stürzt auch der Angreifer, zu Tode getroffen, zu Boden, während der Sieger sein triumphirendes Geschrei weit in die schweigende Gebirgswelt hinaus erklingen läßt (siehe unser Bild auf Seite 212) dann aber sich zu den weiblichen Thieren zurückbegibt, die so lange aus der Ferne den kämpfenden Hirschen zugeschaut haben.

Vereitelte Flucht.

(Mit Bild auf Seite 213.)

Tusquets' anziehendes Gemälde „Vereitelte Flucht" (siehe unseren Holzschnitt auf Seite 213) zeigt uns eine schöne junge Dame in der prächtigen Tracht der Renaissancezeit, welche in abendlichem Dunkel die Stufen einer Steintreppe hinabeilen will. Augenscheinlich gedenkt sie aus dem Kastell zu entfliehen, wird daran aber durch die rohe Faust eines wachsamen Trabanten gehindert. Vielleicht ist sie eine reiche, elternlos dastehende Erbin, und der Besitzer der Veste, einer jener kleinen fürstlichen oder adeligen Autokraten, deren es damals besonders in Oberitalien viele gab, möchte durch die Vermählung mit ihr seinen zerrütteten Verhältnissen wieder aufhelfen. Da sie aber seine Werbungen zurückwies, hat er sie mit Gewalt entführt und auf ein abgelegenes Schloß gebracht. Aus ihren fest auf den Trabanten gerichteten Blicken spricht aber keine Verzweiflung und Muthlosigkeit. Ihr fester Sinn wird sich nicht beugen lassen, und vielleicht bringen ihr mächtige Freunde, deren Hilfe im Geheimen anzurufen ihr gelungen ist, bald auf anderem Wege die ersehnte Befreiung.

Auf der Hochzeitsreise.

Novellette von **Benno Braun.**

Sie saßen Beide auf dem Verdeck des Dampfers, der wöchentlich zweimal zwischen Greifswald und dem kleinen, wenig besuchten Ostseebad G. auf Rügen fährt. Es bedurfte keines besonderen Scharfblicks, um zu erkennen, daß es ein junges Ehepaar auf der Hochzeitsreise sein mußte, das sich so sorgfältig von den übrigen Passagieren abzusondern strebte.

„Ach, Albert, wie ist die Welt und das Leben so schön!" begann die junge Frau nach längerem Schweigen, „es ist mir, als hätte ich das früher nie so gefühlt. Ich lebe auch erst, seitdem ich Dich kenne, und wenn ich Dich je wieder verlieren müßte —"

„Wer wird solche Gedanken haben, Kind," unterbrach er sie lächelnd, indem er zärtlich mit der Hand über ihr Haar strich. „Wir haben uns ja geheirathet, um uns nie wieder zu verlieren."

„Ach, Albert," entgegnete sie nachdenklich, „mich beschleicht manchmal ein Zweifel, ob ich im Stande bin, Dir zu genügen. Ich kann es gar nicht glauben, daß mir das Glück zu Theil geworden sein soll, Dich nun für immer zu besitzen. Mich quält immer eine geheime Furcht, es möchte vielleicht Alles nur ein schöner Traum sein, aus dem ich eines Tages schrecklich erwachen müßte."

„Kleine Träumerin," sagte er lächelnd, während er sie an sich preßte und verstohlen einen Kuß auf ihren Mund drückte.

„Sage, Albert," begann sie nach einer Weile abermals, „hast Du nie geliebt, ehe Du mich kennen lerntest?"

„O freilich, sehr viel. Ich war ein arger Don Juan."

„Du unartiger Mann, wie viel Herzen hast Du denn gebrochen?"

„Keines, von dem ich nicht wüßte, daß es binnem Kurzem wieder zusammengeheilt wäre," lachte er.

„Auf diese kommt es mir nicht an. Aber hast Du noch niemals vorher wirklich geliebt, so, wie Du mich jetzt liebst?"

Bei ihren letzten Worten flog ein Schatten über sein Gesicht. „Weshalb fragst Du, Martha?" entgegnete er ausweichend, „was kann Dir die Vergangenheit sein, da Dir die Gegenwart und die Zukunft gehört? Laß uns von etwas Anderem sprechen."

„Du willst meine Frage nicht beantworten," sagte sie betrübt. „Es ist gewiß recht kindisch von mir, Dich zu quälen, aber ich kann nicht anders. Es drückt mir das Herz ab, und ich kann nicht eher wieder heiter werden, ehe ich nicht weiß, ob Du schon vor mir ein Mädchen geliebt hast. Bitte, bitte, sag' es mir."

Hirsche nach einem Zweikampfe. (S 211)

Er saß eine Weile schweigend, die Stirn finster zusammengezogen, die Augen auf ein fernes Segel gerichtet, das am Horizont dahinzog

Martha beobachtete ihn mit steigender Besorgniß. „Albert," flüsterte sie, „Dein Schweigen ängstigt mich mehr, als ich Dir sagen kann. Ich lese in Deinen Zügen die Erregung, in die meine Frage Dich versetzt. Albert — ich vergehe vor Angst, wenn Du mich nicht aufklärst, welche trüben Erinnerungen Dir meine Frage wachgerufen. Du hast schon einmal geliebt — Du kannst mich nicht länger täuschen."

Er strich sich mit der Hand über die Stirn, und seine finstere Miene hellte sich auf.

„Sei ruhig, Herz," sagte er, sie an sich drückend. „Es war thöricht von mir, Dir nicht sogleich ohne Rückhalt zu antworten. Ich habe Dir ja nichts zu verheimlichen und mein Schweigen dient nur dazu, Dir Besorgnisse zu erregen, die ganz ohne Grund sind."

„Du hast also schon einmal geliebt?"

„Ja, theure Martha, aber diese Liebe hat ein trauriges Ende gefunden Jenes Mädchen —"

„Sie wurde Dir untreu?" fragte Martha mit stockendem Athem.

„Wir mußten uns trennen, ein unerbittliches Schicksal riß uns auseinander kurz vor dem zu unserer Hochzeit bestimmten Tage. Sie war eine Waise und ich hatte ihre Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen. Dabei lernten wir uns kennen und lieben. Unsere Verlobung fand in aller Stille statt — ebenso still sollte bald die Hochzeit folgen. Da trat das Schicksal dazwischen und vernichtete alle unsere Hoffnungen. Das ist jetzt fünf Jahre her. Ich habe die Arme nicht wiedergesehen, weiß nicht einmal, ob sie noch lebt."

„Und welches Schicksal trennte euch?"

„Erlaß mir die Erzählung — heute wenigstens," bat er, „sie ist zu traurig für den schönen Tag."

Das frische Gesicht der jungen Frau war sehr bleich geworden und Thränen perlten in ihren Augen. „Du mußt sie sehr geliebt haben, viel mehr als mich, da Dich die Erinnerung nach Jahren noch so ergreift," meinte sie leise.

„Nicht mehr als Dich, Martha. Quält es Dich aber, zu erfahren, was uns auseinander riß, so vernimm: Meine frühere Braut hieß Helene. Von ihrer Mutter, die im Irrenhause starb, hatte sie den Keim des unheilvollen Leidens geerbt und mußte einer Heilanstalt übergeben werden. Ich gedenke ihrer nur noch als einer theuren Todten."

„O, ich bin eifersüchtig auf die Liebe, die noch jetzt Dein Herz bewegt," flüsterte die junge Frau.

„Das ist Mißtrauen, Martha, und beleidigend für mich," sagte er in ernstem Tone.

„Verzeih' mir!" rief sie, indem sie sich in seine Arme warf.



Vereitelte Flucht. Nach einem Gemälde von Tusquets. (S. 211)

„Ich verzeihe Dir, kleine Träumerin, aber jetzt laß auch die Grillen. Komm, dort drängen sich die Passagiere zusammen, wahrscheinlich nähern wir uns der Küste. Komm, wir wollen unseren Sommersitz schon aus der Ferne grüßen.“ —

Dicht vor der Küste legte der Dampfer bei und kleine Boote, die ihm entgegen gefahren waren, nahmen die Passagiere in Empfang. Als Martha nach kurzer Ruderfahrt dem Boote entstieg und, auf den Arm ihres Gatten gestützt, den malerischen Strandweg nach dem Dorfe hinauf schritt, da leuchtete ihr Auge wieder hell und kindlich heiter.

Munter plaudernd gelangten sie an ein zweistöckiges Häuschen, das sich in der Nachbarschaft der übrigen Fischerhütten ordentlich stattlich ausnahm. Hier machte der Fischer, der ihr Gepäck trug, Halt. In demselben Augenblick erschien auch schon die Besitzerin des Logirhauses, eine sauber gekleidete, behäbig aussehende Frau, in der Thüre. Sie sagte, daß sie die Herrschaften schon erwartet habe, und führte sie die blank gescheuerte und mit weißem Sand bestreute Treppe hinauf in das Obergeschoß, dessen eine Hälfte, bestehend aus zwei einfach möblirten Zimmerchen, für das junge Ehepaar reservirt war.

„Drüben wohnen auch schon Sommergäste,“ sagte sie, über den Flur, der das obere Stockwerk theilte, hinüber deutend. „Denen gefällt es hier ausgezeichnet. Ich hoffe, es soll Ihnen auch bei mir gefallen. Wenn Sie so freundlich sein wollen und in einer halben Stunde hinunter kommen, dann ist das Essen angerichtet. Sie werden sich schon zurechtfinden, gleich rechts von der Treppe geht es in das Eßzimmer.“ Damit trippelte die freundliche Frau davon.

Nachdem Beide ein wenig Toilette gemacht, begaben sie sich hinunter in das Erdgeschoß. In einem ziemlich geräumigen Zimmer stand der Mittagstisch gedeckt. Albert zählte sechs Gedecke, die Familie, die mit ihnen das Haus bewohnte, bestand also aus vier Personen. Frau Breeks, die Hauswirthin, bat Albert und Martha, zu entschuldigen, wenn sie noch ein wenig warten müßten, die übrigen Herrschaften hätten einen Spaziergang gemacht und müßten jeden Augenblick zurückkehren. Gleich darauf ertönten auch Tritte und Menschenstimmen auf dem Flur. Dann ging die Thür auf, und eine korpulente, breitschulterige Männergestalt erschien auf der Schwelle. Der Eintretende verbeugte sich vor Martha, ging dann geradenwegs auf Albert zu und streckte ihm die Hand entgegen.

„Freue mich, Sie zu sehen; mein Name ist Heller, Rentier aus Berlin — habe schon vorgestern von Ihrer demnächstigen Ankunft gehört. Lassen Sie uns gute Nachbarschaft halten während unseres Aufenthaltes hier bei den Insulanern. Die junge Frau wird auch herzliches Entgegenkommen finden bei meinen Weibsleuten.“

Albert schlug in die dargebotene Hand ein. Die etwas derbe, aber gutmüthige Art des Rentiers gefiel ihm.

„Mein Name ist Doktor Winter, Advokat, und ich bin ebenfalls aus Berlin,“ sagte er, „besten Dank für Ihr freundliches Entgegenkommen.“

„Winter — Winter — hm, wo habe ich den Namen doch schon gehört,“ meinte der Rentier nachsinnend. „Na, gleichviel, der Name thut ja nichts zur Sache, wenn das Herz nur gesund ist. Doch da sind ja meine Frauen, lassen Sie uns gleich das Vorstellungsgeschäft beendigen, dann geht es bei Tische behaglicher zu. Hier meine Frau, meine Tochter Adelheid und hier Fräulein Helene v. Werben, eine Freundin meiner Tochter — Herr Advokat Winter nebst Frau aus Berlin. So, die Herrschaften kennen sich, nun lassen Sie uns zu Tische gehen, ich habe barbarischen Hunger. Das macht die Seeluft.“

Der Rentier hatte nicht bemerkt, daß Albert's Gesicht plötzlich bleich geworden war, ebenso wenig wie den Eindruck, den dieses Zusammentreffen auf die junge Dame, die er als Helene v. Werben vorgestellt, ausgeübt hatte.

Albert und Helene starrten sich einen Augenblick sprachlos an, dann zuckte es durch die schlanke, aristokratische Gestalt des jungen Mädchens; es war, als wolle sie auf Albert zustürzen, aber mit einem leisen Ausruf des Schmerzes schloß sie die Augen und stützte sich auf die Schulter ihrer Freundin.

Niemand hatte Acht auf diese kleine Scene, nur dem Auge Martha's war sie nicht entgangen, und ein tödtlicher Schmerz durchzuckte plötzlich ihr Herz.

Helene — hatte er nicht gesagt Helene? Kein Zweifel, sie war es, sie war seine erste Braut. Die junge Frau drückte die Hand auf das klopfende Herz, das ihr zu zerspringen drohte, aber mit Aufbietung aller Willenskraft bezwang sie ihre Erregung — sie wollte schweigen und beobachten, ihr Lebensglück stand ja auf dem Spiel.

Albert hatte sich inzwischen soweit gefaßt, um seine Frau zu ihrem Platze führen zu können. Er war mit sich selbst zu sehr beschäftigt, um die Bewegung in Martha's Zügen zu gewahren. Die anderen Herrschaften nahmen ebenfalls Platz — Helene dem jungen Ehepaar gerade gegenüber.

Das Mittagsmahl verlief sehr still, denn der Rentier hatte die Kosten der Unterhaltung fast allein zu tragen. Albert war einsilbig und zerstreut, Martha ebenfalls. Ihr Blick haftete auf dem Gesicht Helenens, das sie mit einer Art schmerzlicher Theilnahme, einem Gefühl zwischen Haß und Mitleid betrachtete. Die feinen, edlen Züge des jungen Mädchens, so sagte sich Martha, waren wohl geeignet, einen Mann anzuziehen. In den dunklen Augen lag etwas Dämonisches, wider Willen Bezauberndes, wenn sie, was selten geschah, die matten Lider hob, und ein Ausdruck von tiefem Weh, von verborgenem Leiden machte das geisterhaft blasse Gesicht nur noch anziehender.

Tödtliche Eifersucht zerriß das Herz der jungen Frau, die bebenden Hände vermochten kaum die Gabel zu halten, aber sie beherrschte sich, sie durfte ja nicht zeigen, was in ihr vorging.

Albert konnte kaum die Beendigung des Mittagsmahles erwarten, es war ihm, als säße er auf glühenden Kohlen. Sobald der Nachtisch aufgetragen war, erhob er sich, reichte seiner Frau den Arm und verabschiedete sich mit einer Verbeugung von den Tischgenossen. Helene hob auch jetzt den Kopf nicht, die Augen starr vor sich auf den Teller geheftet, schien sie theilnahmlos gegen Alles, was vorging.

Als die jungen Eheleute ihr Zimmer erreicht hatten, sank Martha, nicht länger im Stande, ihre Bewegung zurückzuhalten, krampfhaft weinend auf einen Stuhl.

„Albert,“ flüsterte sie, „beantworte mir eine Frage. Ist sie es?“

„Sie ist es!“

„Und diese stolze und zugleich rührende Schönheit, dieses Mädchen soll — soll eine Wahnsinnige sein? Albert, Du täuschtest mich doch nicht?“

„Martha,“ rief er mehr erschreckt als beleidigt, „so wenig Glauben hast Du an mich, so wenig Vertrauen in mein Wort? Wenn Du mich wirklich liebst, wirst Du alle häßlichen Zweifel bannen, wirst Du mir glauben.“

„Ja, Albert, ich glaube Dir, muß Dir ja glauben, wenn ich nicht sterben soll vor Schmerz!“ rief sie, sich an seine Brust werfend. „Aber diese Begegnung — sie hat mich so tief erschüttert, so ganz —“

„Wir wollen sofort wieder abreisen,“ unterbrach er sie, „es ist das einzig Richtige. Bist Du damit einverstanden?“

„Nein, nein,“ entgegnete sie, ihre Thränen trocknend, „laß uns hier bleiben, Albert. Du sollst sehen, daß ich nicht so thöricht bin, als ich mich eben angestellt. Unsere Abreise würde auffallen — wir wollen keinen Stoff zum Gerede geben.“

Martha war nicht aufrichtig, es waren andere Gründe, die sie zum Verweilen bewogen. Der Argwohn, der sich bei ihr eingeschlichen, war noch nicht überwunden, obgleich sie im Grunde ihres Herzens sich dieser Regung schämte. Sie wollte ruhig sein, aber die Nebenbuhlerin beobachten. Sie verlangte nach Gewißheit.

Albert zögerte einen Augenblick mit der Antwort, denn er ahnte die Beweggründe ihres Widerstrebens.

„Wie Du willst,“ sagte er dann, schwer aufathmend. „So bleiben wir.“

— — — — — — — — — — — —

Acht Tage waren verflossen, allein der Verkehr der Sommergäste im Hause der Wittwe Breeks hatte sich nicht so freundlich und angenehm gestaltet, als der gute Rentier gehofft. Vielmehr schien es, als sei ein neuer, der Freude feindlicher Geist seit der Ankunft des jungen Ehepaares eingezogen.

Helene v. Werben erschien nicht mehr zu den gewöhnlichen Mahlzeiten, sondern ließ sich die Speisen unter dem Vorwande, unwohl zu sein, auf ihr Zimmer bringen, von wo sie meistens unberührt wieder herunter kamen. Auch an den Spaziergängen betheiligte sie sich nicht. Einsam und zurückgezogen saß sie in ihrem Stübchen und brütete vor sich hin. Redete man sie an, so fuhr sie, wie aus dem Schlafe erwachend, auf, und gab entweder gar keine Antwort, oder eine solche, die bewies, daß sie gar nicht gehört hatte, was zu ihr gesprochen worden. Zwar war man einen gewissen Grad von Schwermuth, der zeitweilig von Anfällen nervöser Gereiztheit unterbrochen wurde, an ihr gewöhnt, und die Familie des Rentiers Heller, welche Helenens Bekanntschaft zuerst vor drei Jahren in einem Gebirgskurort für Nervenkranke gemacht hatte, wo sich die junge Dame zur Kur aufhielt, wußte, daß Helene an nervöser Ueberreizung litt, aber man tröstete sich mit der Hoffnung, diesen Zustand unter dem Einflusse der Bäder und der Seeluft bald vorübergehen zu sehen. Als derselbe jedoch unverändert andauerte, wurde der Rentier im höchsten Grade übellaunig, und Adelheid hatte die bittersten Vorwürfe darüber zu hören, daß sie die Eltern überredet, ihre Freundin einzuladen.

So war die Stimmung in der Familie Heller — noch trüber sah es bei den jungen Eheleuten aus. Albert wurde von Tag zu Tag einsilbiger und ernster, und wenn er bei den gemeinschaftlichen Zusammenkünften Helene nicht erblickte, erschien ein Ausdruck von Angst auf seinem Gesicht, der sich steigerte, je länger der krankhafte Zustand der jungen Dame dauerte. Am meisten aber litt Martha unter diesen Verhältnissen. Sie hatte sich vorgenommen, nie wieder mit einem Wort auf die Vorgänge des ersten Tages zurückzukommen, sondern möglichst unbefangen mit ihrer Nebenbuhlerin zu verkehren. Helenens gänzliche Zurückgezogenheit machte ihr die Ausführung dieses Entschlusses natürlich zur Unmöglichkeit. Mit um so schärferem Auge beobachtete sie ihren Mann. Sie sah, wie seine Miene immer sorgenvoller wurde, sah die geheime Unruhe seines Innern, und die Eifersucht raunte ihr häßliche Worte in's Ohr.

Die Tage verstrichen so weiter unter allgemeinem Mißbehagen. Der Rentier wußte

schließlich keinen anderen Ausweg, um eine Aenderung der gedrückten Stimmung herbeizuführen, als einen Wechsel der Scenerie zu empfehlen, von dem er sich günstige Erfolge versprach. Zu dem Zwecke schlug er eine gemeinschaftliche Parthie mit dem Segelboote vor. Die nöthigen Vorbereitungen wurden getroffen, man akkordirte mit einem der Schiffer und am anderen Morgen segelte die Gesellschaft beim schönsten Wetter auf das Meer hinaus.

Der Wind war günstig und die genußreiche Fahrt hob die Stimmung der Theilnehmer wirklich derartig, daß der Rentier die schönsten Hoffnungen faßte. Die Harmonie wurde um so weniger gestört, als Helene zurückgeblieben war.

Ihr Zustand hatte sich in den letzten Tagen noch verschlimmert, und die Parthie mitzumachen, hatte sie mit einem heftigen Schütteln des Kopfes zurückgewiesen, auf die freundlichen Zureden Adelheid's aber nicht einmal eine Antwort gegeben. So hatte man sich denn entschlossen, sie unter Obhut der Wirthin zu Hause zu lassen. Albert zwar sprach dagegen, er rieth förmlich ängstlich, lieber ganz auf die Parthie zu verzichten, aber das Befremden seiner jungen Frau, ihre Gereiztheit und ihr sichtbarer Argwohn bestimmte ihn endlich, nachzugeben.

Leichte Abenddämmerung lag schon über dem Meere, als sich das Boot der Ausflügler bei schwachem Winde dem Strande wieder näherte. Nur noch wenige hundert Schritte war man vom Landungsplatz entfernt, als plötzlich der Schiffer den lauten Ruf ausstieß: „Es brennt im Dorfe!" Damit zeigte er mit der Hand nach dem bewaldeten Hügelrücken, der das Dorf vor den Blicken der Nahenden verbarg. Ueber den Bäumen war ein lichter Schein sichtbar und eine dichte Rauchwolke, vom Winde landeinwärts getrieben, stieg zum Himmel empor.

Wie von einem Schlage getroffen, zuckte Albert zusammen, und sein Gesicht überzog fahle Blässe. Ehe noch einer der Uebrigen ein Wort äußern konnte, war er mit einem dumpfen Laut des Schreckens aufgesprungen und hatte eines der schweren Ruder ergriffen.

„Schnell — schnell," stieß er hervor, „wir kommen sonst zu spät."

„Um Gottes willen! Das Feuer wird doch nicht bei uns sein," riefen angstvoll die Frauen.

Keiner der Männer antwortete, selbst der dicke Rentier war erblaßt. Die Schiffer handhabten die Ruder mit aller Kraft.

Wenige Minuten später stieß der Kiel des Fahrzeuges auf den Strand. Albert war der Erste, der heraussprang, ihm folgten die Andern in größter Eile, unbekümmert darum, daß ihnen das Wasser bis über die Knöchel ging und ihre Füße durchnäßte.

Martha wollte sich zitternd an den Arm ihres Gatten hängen, aber er achtete ihrer gar nicht, sondern stürmte, so schnell er vermochte, den Dünenweg hinauf, seiner Wohnung zu.

Als Albert die Brandstätte erreichte, war bereits das halbe Dorf und die Mehrzahl der Sommergäste daselbst versammelt. Das Obergeschoß des Hauses stand bereits in vollen Flammen. Möbel, Wirthschaftsgeräthschaften, Koffer waren mitten auf der Straße aufgethürmt und neben den Trümmern ihrer Habe stand jammernd und in Thränen aufgelöst Mutter Breeks. Albert's Auge suchte nur Helene — sie war nirgends zu erblicken.

Die Wittwe hatte den Kopf derartig verloren, daß von ihr keine Auskunft zu erhalten war. Albert wendete sich an einen der Fischer, die eifrig daran arbeiteten, das Erdgeschoß auszuräumen.

„Wissen Sie nicht, wo das Fräulein v. Werben ist?"

„Nein — vielleicht ist sie im Gasthofe, in ihrem Zimmer ist das Feuer ausgekommen."

„Ich habe es gefürchtet," murmelte Albert. „O die Unselige!"

In demselben Augenblick lief ein Schrei des Entsetzens durch die versammelte Menge. Am Eckfenster des oberen Stockes erschien, rings von Flammen umgeben, die Gestalt Helenens. Ihr geisterbleiches Gesicht war vom Feuerschein röthlich bestrahlt, die gelösten Haare fielen ihr in den Nacken herab, die Augen hatte sie zum Himmel hinauf gerichtet, als sähe sie eine Vision, und auf ihren Lippen schwebte ein Lächeln.

Die Arme über der Brust gekreuzt, stand sie regungslos, als habe sie keine Ahnung von der Todesgefahr, in der sie schwebte.

Ein Dutzend Stimmen riefen zugleich nach einer Leiter. Schon brachten einige Männer aus dem Nachbarhause eine solche herbei. Albert war herzugesprungen, und noch berührte das obere Ende derselben nicht das Fenstergesims, als er schon daran emporzuklimmen begann. Das junge Mädchen regte sich noch immer nicht — taub gegen die Zurufe der Leute, starrte sie unverwandt mit entzückten Blicken in die züngelnden Flammen.

Erst als Albert ihre Hand ergriff, kam Leben in ihre Glieder. Mit einem Schrei der Freude warf sie die Arme um seinen Hals und versuchte, ihn zu sich in das Zimmer zu ziehen.

„Du kommst — Du kommst!" jauchzte sie, „ich habe Dich erwartet, Liebster. Ich wußte es ja, Du würdest mich an meinem Hochzeitstage nicht im Stiche lassen."

Albert hatte die zarte Gestalt um die Taille gefaßt und versuchte, sie emporzuheben, allein sie widerstrebte der Rettung mit einer Kraft, die er ihr nicht zugetraut hatte. Ein wildes, verzweiflungsvolles Ringen entstand oben auf dem Fenstersims zwischen dem Retter und dem wahnsinnigen Mädchen. Es dauerte eine Weile, bis den drunten Stehenden die Sachlage klar wurde. Dann rief eine helle Stimme, es war die des Doktors:

„Sie ist wahnsinnig — eilt dem Herrn zu Hilfe!"

Albert fühlte, wie er schwächer wurde, wie es ihm vor den Ohren zu brausen begann, und daß er der durch den Wahnsinn zehnfach gesteigerten Kraft des Mädchens nicht mehr lange zu widerstehen vermochte. Schon verlor er den Halt an dem schmalen Sims, schon sengten die Flammen sein Haar, schon neigte sich sein Oberkörper unter der Last Helenens, die noch immer krampfhaft seinen Hals umschlungen hielt, nach vorn — ein Moment noch und er mußte in das brennende Zimmer stürzen.

Da fühlte er, wie eine nervige Faust ihn im Genick faßte und zurückriß — dann ein Krach — Funken, Rauch und Flammen vor seinen Augen — ein dumpfer Schlag! Wie gellender Schreckensruf tönte es noch in seinen Ohren, dann schwand ihm die Besinnung. — —

Als er, aus seiner Betäubung erwachend, die Augen aufschlug, lag er in einem freundlichen Zimmer. Auf dem Tische brannte eine Lampe mit grünem Schirm, neben seinem Bette saß Martha, die sich mit einem Freudenschrei über ihn warf, als sein Blick sie traf.

„Du lebst — Du bist mir wiedergegeben!" rief sie schluchzend.

Zugleich öffnete sich die Thüre zum Nebenzimmer, und der Doktor, herbeigelockt durch Martha's Ausruf, trat ein. Er fühlte den Puls des Patienten, sah ihm in die Augen und nickte dann befriedigt mit dem Kopf.

„Alles in Ordnung!" sagte er. „Ich befürchtete schon eine Gehirnerschütterung. Glücklicherweise habe ich mich getäuscht. Ruhe ist Alles, was jetzt noch noth thut."

„Und Helene?" fragte Albert, dessen volles Bewußtsein zurückgekehrt war, „ist sie gerettet?"

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Die arme junge Dame ist todt."

„Todt?" flüsterte Albert, seine Augen mit der Hand bedeckend.

„Sie haben Alles gethan, was möglich war, sie zu retten," fuhr der Doktor fort, „und es hing an einem Haar, daß Sie selbst ein Opfer Ihres Edelmuthes wurden. Wir standen unten so ziemlich rathlos, als wir Sie oben mit dem geisteskranken jungen Mädchen ringen sahen, denn Keiner wußte, wie er Ihnen helfen sollte. Das Fenster ist eng, und auch eine zweite Leiter war nicht zur Hand. Da unternahm Jans Klövermann, ein junger Fischer und der stärkste Bursche hier in der Umgegend, das Wagstück, Sie zu retten. Gerade im entscheidenden Momente kam er oben an, wenigstens um Sie noch zu retten, denn als er Sie am Kragen packte und herausriß, fiel eben die Zimmerdecke herab und begrub die Wahnsinnige unter ihren Trümmern. Die dünne Leiter aber war zu schwach, Sie und den Jans Klövermann zugleich zu tragen. Sie brach im selben Moment, wo er Sie wie einen Sack auf die Schulter nahm, unter der doppelten Last zusammen und Sie kamen Beide etwas unsanft zu Boden."

Albert machte eine Bewegung, als wolle er den Doktor unterbrechen.

„Beruhigen Sie sich," fuhr dieser fort, „Ihrem Retter hat der Sturz nichts geschadet. Das Volk hier hat Knochen von Eisen und Sehnen von Stahldraht. Der Jans Klövermann sitzt jetzt in der Schänke, um ein Glas Grog nach dem anderen auf Ihre Gesundheit zu trinken, denn er weiß wohl, daß Sie seine Zeche bezahlen werden."

Damit entfernte sich der Arzt und Albert und Martha blieben allein. Die junge Frau vergrub das Antlitz in die Kissen des Lagers, und ein heißer Thränenstrom erleichterte ihre Brust.

„Albert," flüsterte sie nach einer Weile, seine beiden Hände ergreifend, „kannst Du mir vergeben?"

„Was, mein liebes Weib?"

„Daß ich so schlecht, so mißtrauisch war. Bin ich nicht an all' dem Unglück schuld? Wären wir sofort abgereist, wie Du es wolltest, Alles wäre anders gekommen. O Gott — wie soll ich nur den Vorwurf tragen, ich bin ja die Mörderin des jungen Mädchens und wäre auch beinahe die Deinige geworden!" Heftiges Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„Sei ruhig, Martha," entgegnete er, „Du bist nicht schuldig. Ich habe Dir noch nicht Alles gesagt. Schon einmal hat jene Unglückliche ihr Zimmer angezündet, und zwar wenige Wochen vor dem zu unserer Hochzeit bestimmten Tage. Nervös reizbar war Helene durch angeborene Veranlagung, sie steigerte diese Schwäche durch eine übergroße Vergnügungssucht, die sie antrieb, keinen Ball, keine Festlichkeit zu versäumen, so dringend ihr auch die Aerzte und ich selbst riethen, allen Aufregungen aus dem Wege zu gehen. Nach einem so durchlebten Winter konnten die erschöpften Nerven den mit den Vorbereitungen zur Hochzeit verbundenen Aufregungen nicht mehr Stand halten — der Wahnsinn brach aus, und äußerte sich, wie auch jetzt wieder, in der Sucht, Feuer anzulegen. Als damals Helene in eine Privatirrenanstalt gebracht wurde, erkundigte ich mich noch häufig nach ihr. Schon nach einem halben Jahre wurde sie wieder als vorläufig genesen entlassen, aber der dirigirende Arzt der Anstalt machte mir im Vertrauen die Mittheilung, daß zwar zur Zeit kein Grund mehr vorläge, Helene noch länger in der Anstalt festzuhalten, daß aber jede starke Gemüthsbewegung unter Umständen fähig sei, einen abermaligen Ausbruch des Wahnsinns zu veranlassen. Begreifst Du nun meine Angst, meine Unruhe diese ganze Zeit? Ich fürchtete die Katastrophe, die jetzt

wirklich eingetreten ist, und hatte doch nicht den Muth, Dich zur Abreise zu zwingen. Denn ich sah, wie der Zweifel sich in Dein Herz geschlichen, und ich wollte die Liebe meines Weibes nicht verlieren."

„Und ich konnte Dir mißtrauen," sagte sie reuevoll. „Das arme, arme unglückliche Mädchen."

„Ihr ist wohl. Sie hat den Frieden gefunden, den ihr die Erde nicht mehr geben konnte. An uns aber, die wir noch den schweren Lebensweg vor uns haben, soll die bittere Lehre, die uns das Schicksal schon im Anfang unserer Ehe ertheilt hat, nicht verloren sein. Wir wollen ihn gehen, vereint in steter Liebe und unerschütterlichem Vertrauen."

„In Liebe und Vertrauen — bis in den Tod!" sagte Martha mit leuchtenden Augen.

Er zog ihren Kopf an seine Brust und preßte ihn fest an sich.

„Jetzt erst bist Du wahrhaft mein. Nicht der Spruch des Priesters macht das Band der Ehe zu einem unauflöslichen, sondern allein — Liebe und Vertrauen."

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wenn! — Welch' einen ganz anderen Gang würde der preußische Staat genommen haben, wenn nicht am Anfange des vorigen Jahrhunderts zwei königliche Wiegenkinder des Hauses Hohenzollern, die älteren Brüder Friedrich's des Großen, durch besonders unglückliche Zufälle umgekommen wären und ihrem jüngeren Bruder Platz gemacht hätten? — Friedrich I., der Großvater dieser Prinzen, hatte eine große Vorliebe für den Prinzen von Oranien, und verordnete, daß der erste Sohn eines Kronprinzen von Preußen jedesmal den Titel eines Prinzen von Oranien führen sollte. Nach seinem bekannten Geschmacke und seiner grenzenlosen Prachtliebe sollte denn auch der erste neugeborene Sohn des Kronprinzen (des späteren Königs Friedrich Wilhelm I.), Friedrich Ludwig, die oranische Weihe auf eine glänzende Art empfangen. Man fuhr um das Schloß zwölf Batterien auf und kanonirte so fürchterlich, daß der junge Prinz vor Schrecken von der Epilepsie befallen wurde und nach wenig Jahren daran starb. — Der Tod des darauf folgenden Prinzen von Oranien war fast ebenso traurig und merkwürdig. Das Kind litt ungewöhnliche Schmerzen am Durchbruch der Zähne. Der königliche Leibarzt v. Gundelsheim gab ihm ein Pulver, nach welchem der Prinz wenige Stunden darauf sein Leben endigte. Der damals an den Hof berufene berühmte Arzt Hoffmann aus Halle eilte in die Apotheke und fand bei Untersuchung der Rezepte, daß Gundelsheim dem Kinde eine solche Dosis gegeben, die selbst ein erwachsener Mensch nicht würde ertragen haben. Hoffmann zeigte dies der Mutter des Kindes an, und diese zweifelte nicht länger an dem unglücklichen Mißgriffe, da der königliche Leibarzt gewöhnlich des Nachmittags — betrunken war. Alle diese sonderbaren Umstände mußten vorausgehen, um Friedrich dem Großen die Bahn zum Throne zu öffnen. Dem redlichen und gelehrten Hoffmann wurde aber seine Entdeckung sogar übel genommen. Gundelsheim wußte den König zu überzeugen, daß er nur deshalb gewöhnlich größere Portionen aus der Apotheke verschreibe, um sie selbst desto richtiger abzumessen, und nur der Diener trage die Schuld, der nicht ihm, sondern der Kronprinzessin das Pulver ausgehändigt habe. Hoffmann wurde in Ungnade nach Halle zurückgesandt. [K. St.]

Humoristisches.



Wahre Sparsamkeit.

Bräutigam: Nun, mein Schatz, was wünschest Du, dieses Kollier, diese Uhrkette oder dieses Bracelet?

Braut: Lieber Heinrich, nur keine unnöthigen Ausgaben. Ich bin fest überzeugt, daß, wenn Du alle drei zusammen nimmst, Du sie erheblich billiger erhältst.



Der verweigerte Kuß.

Tante: Nun, Gretchen, willst Du mir keinen Kuß geben?

Gretchen (mit Händen und Füßen zappelnd): Nein, nein, Papa sagt, Du hättest einen so ungewaschenen Mund.

Schützenfestpreise in alter Zeit. — Wie einfach die Preise auf den Schützenfesten früher waren, beweist u. A. ein zu Leipzig am 9. September 1650 abgehaltenes Lustschießen, bei dem es heißt: „Wer den besten Schuß that, dem ward ein Glas Wein und ein zinnern Teller presentieret, wozu die Stadtpfeifer die Posaunen bliesen, wer aber den schlechtesten Schuß that, der bekam einen hölzernen Teller, einen Hering und einen Rettig und mußte mit der Sackpfeife vorlieb nehmen." D.

Feine Zurechtweisung. — Lord Perskin, der sich einst an der Tafel des Fürsten Kaunitz befand, warf aus Unachtsamkeit ein Glas um.

Der Fürst, den dies verdroß, war so unzart, seinen Gast zu fragen: „Ist dies so Gebrauch bei Ihnen in England?"

„Das nicht", erwiederte schlagfertig der Brite, „aber wenn es einmal zufällig geschieht, fragt Niemand darnach." G. S.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 26: Die Leiden sind wie die Gewitterwolken. In der Ferne seh'n sie schwarz aus, über uns kaum grau.

Arithmogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8 ein österreichisches Kronland.
2. 7. 8. 5. 6. 7. 2 ein Kapitalist.
3. 2. 6. 3. 8 ein Sternbild.
4. 8. 5. 3. 8 ein männlicher Vorname.
5. 4. 2. 3. 1 ein Kartenspiel.
6. 3. 1. 4. 6 ein ungarischer Dichter.
7. 2. 4. 5. 3 eine der neun Musen.
8. 4. 5. 5. 7. 2 ein Reptil.

Heinrich Vogt.

Auflösung folgt in Nr. 28.

Räthsel.

Als eine Speise schickt's der Ocean
In jedem Jahr' in reicher Zahl herbei;
Geht aber noch ein E als Kopf voran,
So ist's ein Zeichen süßer Sklaverei. C. Leo

Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösung der Charade in Nr. 26: Schlaftrunk.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung. Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.